

Schuldige zu suchen, heilt den Schmerz nicht

GASTKOMMENTAR VON INES KNOLL (Die Presse)

Nach der Katastrophe in Duisburg: Wieso es verständlich ist, dass ein Sündenbock her muss. Und wieso es die Trauer doch nicht erleichtert.

Einer muss schuld sein. Anzeige gegen Unbekannt, aber Hauptsache, irgendeiner ist angezeigt. Da kommt schon noch ein Mensch heraus, dem wir das Unerklärliche anheften werden. Also, dem Schrecken ein Gesicht geben – egal, welches. Eines muss her. Damit ich es ansehen und ihm mein Entsetzen spiegeln kann. Es ist die „Schau mir in die Augen“-Sehnsucht, die nach Beruhigung schreit und sucht, bis sie einen gefunden hat.

Ich kann ahnen und verstehen, dass Menschen dies wollen. Es ginge mir wohl ähnlich. Es holt einen heraus aus der ersten kauernenden Passivität, die noch ganz blind ist und dumpf. Wäre ein Schuldiger erst gefunden, könnten meine Augen zum Schauen des Angeklagten erwachen. Das bringt mir zwar meinen Toten, meine Tote nicht wieder, aber ich hocke nicht so hilflos in meinem Schmerz herum. Mein Mich-Wehren gegen das Wahnsinnsunglück hat von dem Augenblick an, da einer oder eine haftbar gemacht werden kann, endlich eine Richtung. Diese natürliche Drehung unserer Seele aber hilft nicht in der Tiefe des Schmerzes. So heilt nichts und löst sich nichts auf. Der Prozess der Verarbeitung bleibt in seinen Anfängen stecken. Der am Unglück leidende Mensch ist so ein Wesen „incurvatus in se ipsum“, in sich selbst und in seinem Schmerz verkrümmt. Folgt er doch jener Bewegung, die seit Anbeginn der Schuld die Gleichung aufstellt: Ein Unglück ist – einer muss schuld sein.

Das Schmerzchaos

Ich habe in den letzten Wochen erlebt, dass ein – durch die Schuld eines anderen– schwer verunfallter Mensch für den Schuldigen gebetet hat. Das kann man von keinem Menschen, den ein Unheil getroffen hat, erwarten oder gar anempfehlen. Als ich aber davon hörte, dachte ich bei mir, gern wäre ich so, wenn es einmal sein müsste. Während etwas in mir heimlich wünscht, es werde niemals in meinem Leben notwendig, von solcher Größe zu sein. Geringeres schon habe ich nicht bestanden...

Nun lebe ich überdies in Wien und nicht in Duisburg und Verwandte sind dort auch nicht daheim. Aber Menschen, die Kinder haben oder Anverwandte oder Freunde, die zu Tode gekommen sind inmitten einer Heiterkeit, für die die Stadt gegen Widerstände angefochten hat und eben nicht genug vorgesorgt hat für das, was dann geschehen ist. Aber dergleichen geschieht, selbst wenn wir Menschen meinen, wir hätten an alles gedacht. Eine Sekunde oder ein Bruchteil von ihr entscheidet, wendet

das Blatt so. Und ist es nicht die Treppe, dann ist es ein anderes Objekt, welches das Unerklärliche zum Schmerzchaos formiert.

Wäre ich nun schuld an einem Vergehen von der Art eines Duisburg-Unglücks, hätte ich zu einem solchen beigetragen durch menschliches Versagen, weil die Planungen den Vorstellungen einer notwendigen Sicherheit eben nicht entsprochen hätten, sollte und müsste ich die Verantwortung für einen solchen „Schmerz des Fragments“ (Henning Luther) tragen, ich wüsste nicht mehr wohin und wollte – einem Hiob gleich – lieber nicht geboren sein und hätte nur einen einzigen Wunsch: zu fliehen, zu verschwinden aus dem Blickfeld jener, die mir diese Schuld in die Augen schauen wollten, die aus mir blickt.

Und dort, wohin ich geflohen wäre, wüsste einer mir vom Deus absconditus, vom Gott, der sich verborgen hat, als der Fehler sich in die Planungen für die Loveparade in Duisburg geschlichen hat und der sich jetzt den Angehörigen verbirgt und mir in meiner Schuld. Aber einer glaubte mir an Gott, den verborgenen – und dass er dennoch ist inmitten von all dem finsternen Geschehen, das sich mit diesem tragischen Unglück verbindet und das ohrenbetäubend schreit im stillen Schmerz all der Trauernden nach einer neuen Stadt, die das Alte vergessen macht oder neu.

Unendliche Perspektiven

Ich indes habe es leicht und kann mir die Konjunktive des vergangenen Absatzes alle sparen, sitze in Wien und plane keine Großveranstaltungen, meide sie gar als Besucherin. Doch das verringert die Gefahr nicht, und wir alle wissen: Das Unglück geschieht. Auch ungeachtet meiner Umsicht.

Aber leben und glauben möchte ich, im immer jeweiligen Jetzt, dass das, was ich tue, je den Charakter einer ewigen Relevanz in sich birgt. Gerne sage ich es mit Hellmut Gollwitzer: „Alles, was wir tun, hat unendliche Perspektiven, Perspektiven bis in die Ewigkeit.“

Dr. Ines Knoll, geb. 1959 in Erlangen/Deutschland, Wahlwienerin, ist seit 1999 amtsführende Pfarrerin an der Lutherischen Stadtkirche in Wien.

meinung@diepresse.com

("Die Presse", Print-Ausgabe, 03.08.2010)